UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Positive Religion. Mythus. Sage. Anekdote

urn:nbn:de:hbz:466:1-88914

Visual Library

ihnen nicht ein Bild vorschwebte von dem, was werden soll. Die Raupe des Hirschkäfers macht das Gespinst ihrer Puppe so groß, daß später die Hörner darin Platz haben. Das wäre ohne Vorstellung der neuen Gestalt nicht möglich. Der Hund träumt. Er leckt nach der Speise: er hat also Phantasie, stellt sie sich vor. Wenn er dies nicht könnte, würde er sich nicht darauf freuen. Und so auch der Mensch. Ganz phantasielos ist keiner. Jeder hofft und fürchtet. Es gäbe keine Leidenschaft, keinen Schmerz, kein Glück ohne Phantasie. Sie zieht durch all unser Thun. Ohne sie könnte kein Mensch einen Bekannten erkennen; im Nu kommt das Erinnerungsbild.

Alle Menschen entdecken und genießen das vorhandene Schöne in Natur und Kunst; dazu befähigt sie die Phantasie und die nachschaffende Kraft, die in ihr wirksam ist. Diese ihnen angeborene Gabe, die nur einiger Bildung bedarf, befähigt sie zu erkennen, ob eine Landschaft, ein Baum, eine Tier- oder Menschengestalt schön ist. Die allgemeine, allen eigene Phantasie verhält sich aber gegenüber dem vorgefundenen schönen Gegenstand nie ganz frei von stoffartigem Interesse; sie bleibt mit ihm dunkel befangen, pathologisch verflochten; sie ist stark vermischt mit Wunsch, Begierde oder Abscheu. — Allein sie hat es ja nicht nur mit vorhandener Schönheit zu thun, sie ist auch bis auf einen gewissen Grad produktiv. Alle Religion besteht zu großem Teil aus Phantasiebildern, welche Symbole für geahnte reine Wahrheiten sind [1]). Was wir Mythus und Sage nennen, ist ehrwürdig naives Gedicht uralter Völkerahnung. Die Götter der Egypter, Perser, Griechen, Römer, Deutschen, was sind sie anderes als Gestalten der Phantasie? Der mythische Sinn dichtet allgemeine Naturkräfte in übermenschliche Personen um. Und einem Helden, einem Religionsstifter webt sie eine Glorie von Wundern um das Haupt. So hat sich an die Religion von jeher die Sage geknüpft, d. h. die Verklärung der vorgeschichtlichen Zeiten eines Volkes. Sie tritt aber auch in der wirklichen Geschichte immer wieder ein. Denken Sie an die

[1]) Siehe oben S. 153 ff.

Sagen von Helden, die nicht sterben, von Harald, Barbarossa! Die Volksseele will nicht glauben, daß ein bedeutender Mann dahin sei. Das hat sich ja wiederholt beim Tode Napoleons I.

Man nennt nun wohl mit Recht solche Vorstellungen gegenüber dem, was der Künstler daraus macht, noch unverarbeiteten Rohstoff, aber dieser Rohstoff ist doch sehr vorteilhaft. Für das Drama gibt es kaum etwas Besseres. Aus solchen uralten Sagen haben die griechischen Dichter geschöpft und Shakespeare in seinem Lear, seinem Hamlet. Es ist Stoff, den die Volksphantasie schon geknetet hat. So hat Goethe den höchst glücklichen und genialen Gedanken gehabt, die Ansammlung uralter Zaubersagen im Doktor Faust zu behandeln und ihr neuen, tieferen Gehalt unterzulegen. —

Merkwürdig ist nun die Art, wie die Phantasie des Volkes schafft. Niemand weiß, von wem ihre Vorstellungen herrühren. Das mythische und sagenhafte Gebilde ist vergleichbar einem Ameisen- oder Bienenwerk. Es wächst nur nach und nach, in höchst langsamem Fortschritt, durch geheimnisvolle Beiträge. In einer gemeinschaftlichen Thätigkeit unerforschlicher Art, rastlos sammelnd, einander zutragend, webend und bauend, haben die Völker endlich ganze Traumgebäude von Dichtungen entworfen, die dann nachher in Künstler- und Dichterhände gelangten. So entstanden die Helden- und Göttersagen.

Also auch das Volk dichtet — im unbestimmteren Sinne des Worts — und, wenn wir eingehen wollten, wäre hinzuzusetzen: auch der einzelne, so oft er eine Anekdote erfindet — und so oft er lügt. Das Lügen ist freilich eine schlechte Art von Dichtung, aber Phantasie ist ja dabei. — Allein so, als allgemeine Menschengabe, erscheint die Phantasie nicht in der Bestimmtheit ihres Wesens. Wir können so ihre Züge nicht klar erkennen, sondern erst da, wo sie als ausnehmende Gabe hervortritt, als Talent und Genie.

Wer besonders befähigt ist, das Schöne zu schaffen, steht im Verhältnis der Schuld zu allen übrigen, die es nicht sind. In ihm wirkt gesammelt, was in den anderen so ausgebreitet ist, daß an den einzelnen wenig kommt. Er ist der ihrige. Er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN